

Predigt zu Lukas 18,9–14

Liebe Gemeinde,

es gibt diese Momente, in denen wir uns ganz automatisch vergleichen.

Die Mutter auf dem Spielplatz. Der Kollege im Büro. Der Nachbar. Die andere Familie. Der Mensch, der seinen Glauben viel konsequenter lebt als ich. Oder eben genau andersherum: Wenigstens mache ich das besser als ...

Das passiert oft ganz unbemerkt. Manchmal reicht ein einziger Gedanke: „So würde ich das nie machen.“ Und schon haben wir innerlich eine kleine Rangliste eröffnet.

Vielleicht fängt das sogar viel früher an. Viele von uns haben als Kinder die Frage gehört: „Und? Warst du heute brav?“ Eine harmlose Frage – und doch macht sie sofort etwas mit uns. Wir beginnen zu überlegen: War ich nett? Habe ich genug geholfen? Habe ich etwas falsch gemacht? Und fast genauso schnell vergleichen wir uns. So schlimm wie mein Bruder war ich jedenfalls nicht. So frech wie die Kinder aus der Nachbarschaft auch nicht. Eigentlich habe ich mich ganz ordentlich verhalten.

Ich glaube, dieses Denken begleitet uns unser ganzes Leben. Nur die Fragen ändern sich. Bin ich eine gute Mutter? Ein guter Vater? Mache ich meinen Beruf gut? Engagiere ich mich genug? Bin ich ein guter Christ? Und erstaunlich oft beantworten wir diese Fragen nicht für sich allein. Sondern indem wir nach rechts und links schauen. Wir messen uns an anderen. Manchmal kommen wir dabei ganz gut weg. Manchmal schneiden wir selbst schlecht ab. Aber fast immer entsteht unser Urteil im Vergleich.

Heute Morgen haben wir erlebt, wie Emilia Emma getauft wurde. Sie konnte nichts mitbringen. Keine Leistung. Keinen Glaubensbeweis. Keine guten Taten. Und doch hat Gott ihr seine Liebe zugesagt. Genau das macht die Taufe aus. Gott sagt Ja zu einem Menschen, bevor dieser überhaupt antworten oder etwas leisten kann. Vielleicht ist die Taufe deshalb die deutlichste Erinnerung daran, wovon wir alle leben: von Gottes Gnade.

Genau dort setzt Jesus heute an. Er erzählt von zwei Menschen, die zum Tempel gehen. Nicht, um zu arbeiten. Nicht, um Opfer zu bringen. Sondern um zu beten. Schon das ist bemerkenswert. Beide suchen Gott. Beide glauben. Beide kommen an denselben Ort. Beide beten. Und trotzdem gehen sie ganz unterschiedlich wieder nach Hause.

Der erste ist ein Pharisäer. Ich finde, wir müssen ihn zuerst ein bisschen in Schutz nehmen. Denn wir hören dieses Wort heute fast automatisch negativ. Ein Pharisäer – das ist für viele sofort der eingebildete Frömmeler. Aber so war das damals überhaupt nicht. Die Pharisäer wollten Gottes Willen ernst nehmen. Sie haben die Gebote nicht belächelt. Sie wollten ihr Leben danach ausrichten. Sie haben gebetet, gefastet und gespendet. Sie waren keine Heuchler von Beruf. Im Gegenteil. Viele waren aufrichtig überzeugt, Gott dienen zu wollen.

Und genau deshalb beginnt sein Gebet auch gar nicht schlecht. Er dankt Gott. Nicht sich selbst. Er sagt: „Ich danke dir.“ Bis hierhin ist alles gut. Aber dann kippt das Gebet. Denn plötzlich redet er gar nicht mehr mit Gott. Er schaut auf den Menschen neben sich. „Ich danke

dir, dass ich nicht so bin wie die anderen." Das ist der entscheidende Satz. Auf einmal braucht sein Glaube den Vergleich. Er weiß nur noch, wer er selbst ist, weil andere schlechter sind.

Ich glaube, das kennen wir viel besser, als uns lieb ist. Wir würden das natürlich nie laut beten. Aber innerlich? „So egoistisch bin ich wenigstens nicht.“ „Also so mit den Kindern würde ich nie umgehen.“ „So einen Glauben möchte ich nicht haben.“ „Also der könnte sich auch mal engagieren.“

Manchmal reichen wenige Sekunden. Ein Blick. Ein Gedanke. Und schon haben wir jemanden einsortiert. Vielleicht gar nicht böse gemeint. Aber wir erhöhen uns ein kleines Stück.

Das Verrückte ist: Das funktioniert auch andersherum. Dann vergleichen wir uns nach oben. Die anderen bekommen ihr Leben viel besser hin. Die andere Familie wirkt glücklicher. Der Kollege erfolgreicher. Die andere Christin glaubt viel überzeugter. Und plötzlich fühlen wir uns klein.

Ob wir uns größer machen oder kleiner – beides hat denselben Ursprung. Wir schauen ständig aufeinander. Und immer weniger auf Gott.

Der Zöllner macht etwas anderes. Er bleibt auf Abstand. Nicht, weil Gott ihn fernhalten würde. Sondern weil er selbst spürt, wie vieles in seinem Leben nicht stimmt. Er bringt keine Argumente. Er erklärt nichts. Er entschuldigt sich nicht. Er zählt keine guten Taten auf. Er sagt nur einen einzigen Satz: „Gott, sei mir Sünder gnädig.“

Das ist kein besonders schönes Gebet. Keine poetischen Worte. Kein langer Psalm. Eigentlich ist es nur ein Hilferuf. Und genau darin liegt seine Stärke. Er kommt zu Gott ohne Fassade. Ohne Bilanz. Ohne Leistungsnachweis. Einfach als Mensch.

So kommen wir auch in der Taufe vor Gott. Nicht mit dem, was wir können oder erreicht haben, sondern einfach als Menschen, die Gottes Liebe brauchen.

Ich frage mich manchmal, wie wir eigentlich beten. Nicht welche Worte wir benutzen. Sondern mit welcher Haltung. Kommen wir zu Gott, um ihm zu erzählen, wie unser Leben läuft? Oder kommen wir, weil wir glauben, dass wir ihn brauchen?

Denn wenn ich ehrlich bin, kenne ich beide Gebete. Es gibt Tage, da denke ich: Eigentlich habe ich das heute ganz gut gemacht. Und es gibt andere Tage, da denke ich: Das war gar nichts. Aber beides kreist letztlich um mich. Um meine Leistung. Um mein Gelingen. Um mein Scheitern.

Jesus führt uns heute aus diesem Kreislauf heraus. Er sagt nicht: Macht euch klein. Er sagt auch nicht: Denkt schlecht von euch. Er sagt nur: Hört auf, euch ständig über andere oder über eure eigene Leistung zu definieren. Vor Gott müsst ihr nichts beweisen.

Und ich glaube, genau deshalb passt dieser Predigttext so wunderbar zu dem, was wir heute gleich miteinander feiern: das Abendmahl. Denn wenn wir nachher nach vorne kommen, fragt niemand: War deine Woche gut genug? Hast du genug gebetet? Warst du geduldig? Hast du deinen Glauben ordentlich gelebt?

Niemand fragt das. Nicht, weil es egal wäre, wie wir leben. Sondern weil Gottes Liebe immer zuerst kommt. Wir kommen nicht, weil wir würdig wären. Wir kommen, weil Christus uns einlädt.

Der Pharisäer hätte vermutlich gedacht, er müsse Gott etwas vorweisen. Der Zöllner wusste: Ich habe nichts mitzubringen.

Und vielleicht merken wir jetzt: Eigentlich stimmt beides nicht ganz. Denn auch der Pharisäer muss Gott nichts beweisen. Auch er lebt von Gottes Gnade. Er hat sie nur aus dem Blick verloren.

Das ist vielleicht die eigentliche Gefahr dieser Geschichte. Nicht, dass wir schlecht werden. Sondern dass wir vergessen, wovon wir leben. Von Gottes Barmherzigkeit. Sie gilt dem Zöllner. Sie gilt dem Pharisäer. Sie gilt Ihnen. Und sie gilt mir.

Heute haben wir das nicht nur gehört, sondern auch gesehen. Emilia Emma hat in ihrer Taufe Gottes Zusage für ihr ganzes Leben empfangen. Ihr Taufspruch lautet:

„Denn er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen.“

Das ist kein Versprechen, dass ihr Leben immer leicht sein wird. Sie wird – wie wir alle – schöne und schwere Tage erleben. Sie wird Fehler machen und neu anfangen. Sie wird sich freuen und manchmal zweifeln. Aber Gottes Zusage bleibt: Ich gehe mit dir. Ich behüte dich. Du gehörst zu mir.

Und was heute Emilia Emma zugesagt wurde, gilt auch uns. Vielleicht haben wir das im Laufe der Jahre manchmal vergessen. Vielleicht übertönen die vielen Stimmen, die uns sagen, wir müssten besser sein, erfolgreicher, gläubiger oder stärker werden, diese eine Stimme Gottes.

Heute erinnert Jesus uns daran. Und die Taufe erinnert uns daran. Wir leben nicht davon, dass wir besser sind als andere oder alles richtig machen. Wir leben davon, dass Gott uns ansieht. Dass er uns annimmt. Dass er mit uns geht. Und dass seine Gnade größer ist als alles, was wir vorweisen könnten.

Darum dürfen wir jetzt mit leeren Händen an seinen Tisch kommen. Mit allem, was gelungen ist. Mit allem, was misslungen ist. Mit unseren Zweifeln. Mit unserer Dankbarkeit. Mit unserer Schuld. Mit unserer Freude.

Denn Gottes Tisch ist kein Ort für die Besten. Er ist ein Ort für Menschen, die von Gottes Liebe leben.

Und vielleicht gehen wir dann nachher genauso nach Hause wie der Zöllner. Nicht mit dem Gefühl, endlich alles richtig gemacht zu haben. Sondern mit der Gewissheit: Gott hat mich angesehen. Gott hat mich angenommen. Gott geht mit mir.

Amen.